

Inhalt

[Meine Familie](#)

[Das große Rennen](#)

[Angels Einzug](#)

[Tipp-Kick](#)

[Gottesdienst](#)

[Kinobesuch](#)

[Das Turnier](#)

[Impressum](#)

Meine Familie

Es war 1974, das Jahr der ersten Fußballweltmeisterschaft in Deutschland. Damals war ich 10 $\frac{1}{2}$ Jahre alt. Mein richtiger Name lautete Friedrich Classen. Aus Friedrich wurde Fritz und wenn es einer böse mit mir meinte, nannten er mich Fritzchen. Fritzchen kam damals einer Demütigung gleich, denn überall erzählte man sich Witze über einen blöden Jungen mit diesem Namen. Jedes Mal wenn unser Schuldirektor das Klassenzimmer betrat und mich erblickte, lachte er wie ein Honigkuchenpferd.

„Ah, da sitzt ja unser Fritzchen“, plapperte er grinsend.

Er legte eine Pause ein, als ob er nachdenken würde und fuhr dann fort.

„Kennt ihr den...?“, schrie er wie ein Büttenredner in das Klassenzimmer.

Anschließend erzählte er einen dieser dämlichen Fritzchen-Witze, den jeder schon hunderttausendmal gehört hatte. Die meisten meiner Klassenkameraden schauten ihn gelangweilt und genervt an, was den Schuldirektor aber nicht davon abhielt, über seinen vorgetragenen Witz herzlich zu lachen. Verlegen und unterwürfig kramte die anwesende Lehrkraft ein Lächeln hervor.

Den Namen Friedrich verdanke ich meinem Vater, dessen größtes Ereignis in seinem Leben wohl die Fußballweltmeisterschaft 1954 war. Die Vornamen all meiner Geschwister so wie auch meiner wurden nicht, wie es damals üblich war, einem Verwandten oder dem Zeitgeist geopfert, sondern einem Spieler des Weltmeisters von 1954. Der älteste meiner Geschwister war Helmut, damals 14 $\frac{1}{2}$ Jahre. Er wurde benannt nach Helmut Rahn, dem Boss. Der zweitälteste hieß Max, benannt nach Max Morlock. Er war damals 13 $\frac{1}{2}$ Jahre alt und wurde von den

meisten Lucky genannt. Meine Schwester, die ein Jahr nach Max geboren wurde, hieß Antonia nach Toni Turek, dem Torhüter. Alle nannten sie Toni. Zwei Jahre nach Toni kam ich zur Welt, mich benannte Vater nach Fritz Walter, dem Spielführer, sicherlich eine große Ehre. Von meinen Brüdern bekam ich den Namen Kleinhirn.

Acht Jahre nach mir kamen die Zwillinge Josefine und Karla zur Welt. Sie wurden nach den Spielern Jupp Posipal und Karl Mai benannt. Dann war Schluss mit dem Kinderkriegen, für elf Namen reichte es bei meinen Eltern nicht. Sämtliche Kinder hatten im Oktober oder Anfang November Geburtstag. Helmut, der sich unsere Geburtstage genauer anschaute, präsentierte uns einmal den mathematischen Nachweis, dass unser aller Zeugung genau zwischen Fettdonnerstag und Rosenmontag stattgefunden hatte. Lucky sah darin den Beweis für die besondere Bedeutung des Karnevals auf Rheinländer.

Wir wohnten in einem Einfamilienhaus in der Rolandstraße im Norden von Aachen, einen guten Steinwurf vom Tivoli, dem Fußballstadion der Alemannia, entfernt. Es war das Haus der Eltern meiner Mutter. Ein Jahr vor meiner Geburt starb Mutters Vater und nach meiner Geburt zogen wir bei Oma ein. Der Garten unseres Hauses lag direkt am Farwickpark. Durch ein Schlupfloch im Zaun erreichten wir den Park vom Garten aus. Im Dachgeschoss wohnten Helmut, Lucky, Toni und ich. Jeder hatte sein eigenes Zimmer und wir teilten uns eine Dusche mit WC. Meine Eltern hatten ihr Schlafzimmer und ihr Bad im ersten Obergeschoss. Nebenan lag das Zimmer der Zwillinge. Gegenüber, durch einen Flur getrennt, war Omas Reich. Das bestand aus zwei Zimmern und einem Bad. Die Küche, das Gäste-WC sowie das Wohn- und Esszimmer, von dem aus wir in den Garten gehen konnten, lagen im Erdgeschoss. Im Keller hatte mein Vater unseren Partyraum eingerichtet. Hier befanden sich auch der Hauswirtschaftsraum und die Werkstatt. Neben dem Haus

war unsere Garage angebaut. Das Gebäude war schon älter und ständig musste etwas repariert oder ausgebessert werden. Für meinen Vater war dies eine Lebensaufgabe, die ihn voll und ganz erfüllte.

Vater hieß mit Vornamen Ottmar und war Berufsschullehrer für Installateure. Sein Lebensmotto lautete *„in der Schule die Theorie und zu Hause die Praxis“*. Sobald er von der Schule nach Hause kam, aß er kurz zu Mittag, was wohl eher einem Hinunterschlingen gleichkam. Dann zog er seinen grauen Kittel an und werkelte ´rum. Meist verschwand er dazu in seine heiligen Räumlichkeiten, in die Werkstatt oder die Garage. Wenn es nur irgendwie ging, mied man in dieser Zeit die Nähe des Vaters. Sonst lief man Gefahr, dass er einen aufforderte, ihm zu helfen.

„Ich brauch mal kurz deine Hilfe“, kommandierte er einen zu sich.

Dann war der Tag versaut, man muss neben ihm stehen, gelegentlich etwas festhalten, ein Werkzeug reichen. So ging das stundenlang. Wenn bei seiner Arbeit etwas schief ging, was nicht selten vorkam, rastete Vater aus und fluchte lautstark über Gott und die Welt. Zu Hause sprachen wir ein mehr oder weniger gepflegtes rheinisches Hochdeutsch, aber schimpfen tat mein Vater nur auf Öcherplatt, der Aachener Mundart. Helmut war der einzige meiner Geschwister, der diese Sprache richtig beherrschte. Als ich Helmut mal fragte, ob er mir Vaters Flüche übersetzen könne, wies er mich ab.

„Besser nicht Kleinhirn, sonst verlierst du den letzten Rest an Achtung vor deinem Vater“, verdeutlichte er mir.

Vater hatte viele schlechte Eigenschaften, aber eine stach deutlich hervor, er war Bayernfan. Er ging zwar mit seinem Bruder Richard, Toni und mir zu jedem Heimspiel von Alemannia Aachen, dies aber nur aus lokalem Pflichtgefühl, wie er sagte.

„Von Bayern lernen, heißt siegen lernen“, tönte Vater.

Dies war einer von Vaters Leitsprüchen, er trat dabei selbst auf wie der große Gewinner. Vom Rest der Familie erntete er hierfür nur Verachtung.

Meine Mutter, die mit Vornamen Uschi hieß, war gelernte Krankenschwester. Vor Helmut's Geburt wurde sie Hausfrau, arbeitete aber zweimal in der Woche halbtags im Krankenhaus. Ihren Beruf übte sie auch mit ganzer Leidenschaft an unserer Familie aus. Selbst Onkel Richard, Vaters Bruder, der genauso wehleidig wie dick war, ließ sich lieber von Mutter behandeln als zu einem Arzt zu gehen. Wohl auch aus Angst, dass ein Arzt ihn auf die Waage stellen würde. Leider hatten die medizinischen Kenntnisse meiner Mutter den großen Nachteil, dass man nie auf eine Entschuldigung für das Fernbleiben in der Schule hoffen konnte. Auch wenn ich eine Auszeit von der Schule mal dringend nötig hatte und ihr die beste Darstellung von Kopfweg oder Bauchschmerzen darbot, zeigte Mutter kein Mitleid.

„Oh, da hab ich in meinem Apothekenschrank etwas ganz Tolles, das hilft sofort“, sagte sie dann mit einem beseelten Lächeln zu mir.

Bevor sie irgendein übel riechendes und eklig schmeckendes Zeug holte, war ich auf dem Weg zur Schule. Auch Versuche mit völlig unbekanntem Krankheiten, von denen meine Schulfreunde erfolgreich berichteten, hatten bei ihr keine Chance.

„Oh, das ist Hypochondrie, da hab ich in meinem Apothekenschrank etwas Gutes, das hilft bestimmt“, sagte sie grinsend.

„Schon wieder Hypochondrie, so hieß die letzte Krankheit von mir, aber die, die ich jetzt habe ist ganz anders, völlig neu“, entgegnete ich ihr mit schmerzverzerrter Stimme.

„Aber Hypochondrie gibt es in ganz unterschiedlichen Formen. Keine Sorge ich hab etwas Wunderbares dagegen“, meinte Mutter strahlend.

Schon machte ich mich auf den Weg zur Schule. Ich beneidete meine Klassenkameraden, die bei weitem nicht mein Vermögen hatten, eine Krankheit vorzuspielen und trotzdem bei ihren Eltern erfolgreich waren. Zum Leidwesen meiner Geschwister und mir probierte Mutter jedes Koch- und Backrezept, das sie irgendwo las, an uns aus. Dann servierte sie uns beglückt ihr neues Meisterwerk.

„Dies ist Lasagne à la Uschi“, kündigte Mutter strahlend ihre Gerichte an.

À la Uschi bedeutete, dass sie sich nicht an das vorgegebene Rezept hielt, sondern es nur als grobe Leitlinie verstand und einfach Zutaten verwendete, die zufällig im Haus waren. Dies verlieh dem Essen immer einen eigenartigen Geschmack.

„Na, das war ja wieder etwas ganz Besonderes“, lobte sich Mutter nach der Mahlzeit.

Sämtliche Kritik von uns Geschwistern, mit entsprechenden Grimassen, die so etwas wie Übelkeit und Übergeben darstellten, prallte an ihr ab. Nur Vater stimmte Mutters Eigenlob zu.

„Uschi, ein wahrer kulinarischer Genuss“, lobte er sie schleimig.

Vater hatte wahrscheinlich über die Jahre eine besondere Technik entwickelt. Er verschlang das Essen so, dass seine Geschmacksnerven garnicht damit in Berührung kamen.

„Dem kann Mutter Scheiße vorsetzen, er würde es gar nicht merken, so wie der den Fraß ´runter schlingt“, sagte Helmut einmal kopfschüttelnd zu mir.

Oma mied das Essen meiner Mutter, wohl um des lieben Friedens willen.

„Kindchen, das sieht ja ganz toll aus, ich würde ja so gerne probieren, aber gerade in meinem Alter muss man auf seine Figur achten. Ich will ja nicht aussehen wie viele dieser fetten alten Weiber“, entschuldigte sich Oma ein ums andere Mal.

Zwei Mal in der Woche, wenn Mutter im Krankenhaus arbeitete, kochte Oma. Es gab keine kulinarischen Highlights, es schmeckte einfach. Die Welt am Mittagstisch war in Ordnung. Dann langten meine Geschwister und ich beim Essen richtig zu. Gott sei Dank kochte Oma meist soviel, das noch genügend für den nächsten Tag übrig war und uns Mutters Kochkunst erspart blieb.

Süßigkeiten gab es von Mutter nur zu besonderen Anlässen wie Weihnachten und Ostern. Vater unterstützte Mutter und setzte Süßigkeiten auf eine inoffizielle Verbotsliste.

„Schokolade, Kekse, Weingummi und all das süße Zeug sind das reinste Gift für den Körper“, mahnte er nachdrücklich, *„wollt ihr so aussehen wie mein Bruder Richard, das schnaufende Nilpferd? Ich könnte wetten, dass der zu Hause ein ganzes Süßigkeitendepot hat, schön versteckt vor seiner Frau Hilde. Na ja, sein Problem, wenn er beim Laufen keine Luft kriegt. Schaut euch euren Vater an, betrachtet ihn als euer Vorbild.“*

Aber Gott sei Dank gab es Oma, sie versorgte uns heimlich wie ein Drogendealer mit Schokolade, Lakritz und Mohrenköpfen. Zu einem abgemachten Zeitpunkt trafen wir uns unter Ausschluss meiner Eltern in ihren Gemächern. Oma öffnete einen gut verschlossenen Schrank, holte die Süßigkeiten heraus und verteilte an jeden von uns die gleiche Ration. Damit wir keine Spuren hinterließen, verspeisten wir diese gleich vor Ort. Hierbei erzählte uns Oma oft Geschichten aus ihrem Leben oder wir sprachen über Gott und die Welt. Am liebsten zogen wir gemeinsam über die nicht anwesenden Familienmitglieder, Freunde oder Bekannte her, dann war Party angesagt. Damals erzählte uns Oma, dass sie einen netten Mann kennengelernt habe. Bedauerlicherweise hatte dies zur Folge, dass die Versorgung mit Süßigkeiten nicht mehr so reibungslos klappte. Irgendwie veränderte sich Oma, sie zog sich schick an, schminkte sich, sang vor sich her und war oft unterwegs. Hinter ihrem Rücken redeten wir schon.

„Ich glaube zwischen Oma und dem Mann läuft richtig was“, meinte Toni.

„Wie meinst du das, „läuft richtig was“?“, fragte ich verwundert nach.

„Na was schon! Sex, Oma macht wilden Sex mit dem Kerl“, antwortete Lucky lachend.

Sex, das war neben Fußball das Lieblingsthema meiner Brüder.

„Nein, Oma ist eine anständige ältere Damen und nicht so wie du, so krank und verkeimt“, entgegnete ich ihm abweisend.

„Na ja, so wie sich Oma sich in letzter Zeit aufmacht“, gab Toni zu bedenken.

„Je oller, desto doller“, fügte Lucky hinzu, *„da geht es richtig rund.“*

„Je oller, was für ein Schwachsinn. Sie macht sich schick und ist fröhlich, na und?“, erwiderte ich.

„Ich weiß zwar nicht was einer an Oma finden kann, aber merke dir eines, Kleinhirn, wenn Frauen sich auftakeln, sind sie scharf, scharf wie eine Rasierklinge“, unterwies mich Helmut großspurig.

Anschließend gab er mir einen Klaps auf den Hinterkopf. Das sei gut für meine Gehirnzellen, behauptete er.

Helmut ging zum Gymnasium und war ein ausgesprochen guter Schüler, obwohl für ihn die Schule nicht mehr als ein notwendiges Übel war. Beim Lernen und den Hausaufgaben stellte er einen genauen Zeitplan auf, an den er sich hielt. *„Verschwende nie mehr Zeit als notwendig für lästige Arbeiten“* und *„Das wahre Leben lernst du auf der Straße und nicht von gottverdammten weltfremden Idioten, die sich Lehrer nennen“* hießen damals zwei seiner wichtigen Lebensweisheiten. In unserer Clique war er der unumstrittene Boss. Was er sagte, zählte. Auch in den Straßen unserer Umgebung, wie der Alkuin- und der Sandkaustraße, achtete man ihn hoch. Helmut war ein athletisch gebauter Hüne. Schon damals, mit 14 Jahren,

hatte er die Größe Vaters, so um die 1,85 Meter. Er trug seine langen blonden Haare wie Günter Netzer mit einem rechten Scheitel. Sie fielen ihm ins Gesicht und beim Aufschauen warf er sie lässig zur Seite. Helmut war ein glühender Anhänger von Borussia Mönchengladbach. Günter Netzer war sein Idol. Sämtliche Wände von Helmut's Zimmers hingen voll mit Postern seines Helden. Jeder Zeitungsartikel, den er über Netzer las, wurde fein säuberlich in einem Aktenordner abgeheftet. Beim Fußballspielen im Park ahmte er die Spielweise und Gestik seines Idols nach. Alle mussten wir ihn dann „Netzer“ rufen. Dann kam das Pokalfinale 1973, Günter Netzer's letztes Spiel für Borussia Mönchengladbach. Hier schoss Netzer, kurz nachdem er sich selbst in der Verlängerung einwechselte, den unvergesslichen Siegestreffer zum 2:1 gegen den 1. FC. Köln. Helmut, der immer den harten Kerl mimte, heulte wie ein Schoßhund. Nach der Siegerehrung ging Helmut auf sein Zimmer, riss sämtliche Poster seines Helden von der Wand, nahm den Ordner mit den gesammelten Zeitungsartikeln über Netzer und ging in den Garten. Zusammen mit Lucky, der ebenfalls ein Fan von Gladbach war, machte er ein Lagenfeuer und verbrannte all die gesammelten Sachen. Seine Bewunderung für Netzer ging in Asche auf.

„Für ein paar Dollar geht der Verräter nach Real. Man verlässt seinen Verein nicht, Gladbach hat er alles zu verdanken“, sagte er am Feuer stehend und spuckt hinein.

„Hure, geldgeile Hure“, pflichtete ihm Lucky bei und spuckte ebenfalls ins Feuer.

Beim Fußballspielen im Park durfte ihn keiner mehr „Netzer“ nennen. Weil ich es so gewohnt war, vergaß ich es einmal und rief beim Spiel diesen Namen. Sofort unterbrach Helmut das Spiel und packte mich zusammen mit Lucky. Ich landete in der nächsten Mülltonne. Nie wieder erwähnte ich diesen Namen vor Helmut oder Lucky.

Mein Bruder Max, den alle Lucky nannten, ging zur Realschule und schlug sich mehr schlecht als recht durch. Scheinbar spielte er die Rolle des Klassenclowns sehr erfolgreich. Ich ging auf die gleiche Schule, drei Klassen unter ihm, und musste für Lucky büßen. Jede Lehrkraft, die auch ihn unterrichtete, musterte mich bei der ersten Unterrichtsstunde skeptisch, schüttelte mit dem Kopf und seufzte dann verzweifelt, als ob ein großes Unheil auf sie zukommen würde.

„Du bist also der Bruder von Max, man sieht es, das kann ja heiter werden“, so der übliche Kommentar zur Begrüßung. So ein Bruder, der Name Fritzchen und die Folterknechte, die man Lehrer nannte, waren das reinste Überlebenstraining. Tag für Tag.

Lucky war in gewisser Weise das Gegenteil von Helmut oder ,besser gesagt, die andere Seite der Brudermedaille. Er schlitterte von einer Spinnerei in die andere. Mal wollte er Fußballspieler werden, mal Filmschauspieler, mal Popstar und von der Liebe singen, mal Rocker und die wilde Sau raus lassen, mal Politiker und die Welt verbessern. Er wechselte seine Idole wie andere die Unterwäsche. Lucky stand oft stundenlang vor dem Spiegel und ahmte die Gesten seines augenblicklichen Idols nach. Dann versuchte er sich selbst dessen Frisur zu schneiden. Seine Haarschnitte gerieten ständig daneben und lösten bei dem Rest der Familie nur Kopfschütteln aus. Oft lief er danach tagelang mit einem Hut oder einer Mütze ´rum, bis schließlich seine Haare nachgewachsen waren. Lucky hatte eine blühende Phantasie und konnte beim Erzählen aus einer noch so nichtigen Geschichte ein großes Epos erschaffen. Hierbei kreierte er sagenhafte Helden und widerliche Monster. Er war wie der Narr an der Seite des Königs. Lucky, der Spinner mit den verrückten Ideen, und Helmut, der Boss, der entschied, ob der ausgedachte Blödsinn ausgeführt wurde oder nicht. Wenn es gegen andere ging, vereinten sich beide zu einer brüderlichen

Allianz. Keiner war vor ihnen sicher und über jeden zogen sie her. Wenn zu Haus etwas zu Bruch ging, beschädigt war und sich kein Schuldiger fand, landeten Helmut und Lucky automatisch auf der Anklagebank. Natürlich bestritten sie immer ihre Schuld, mimten die Unschuldslämmer oder schoben sich letztlich gegenseitig die Übeltat in die Schuhe. Beide wurden von Vater ohne Beweisführung schuldig gesprochen.

„Euch beide sollte man in einen Sack stecken und dann d´rauf schlagen, man trifft immer den Richtigen“, lautete die Urteilsbegründung.

Diese Sachlage machte ich mir zunutze und ließ für Dinge, die ich selbst anstellte, Helmut und Max büßen. Auch wenn sie unschuldig waren, dachte ich mir, die Strafe geschieht ihnen zu recht. Traten Helmut und Max bei Spielen gegeneinander an, bekämpften sie sich bis aufs Blut.

„Pack schlägt sich, Pack verträgt sich“, lautete dann Tonis Kommentar.

Meine Schwester Toni hatte ein sonniges Gemüt. Für Mutter, Oma und Vater war sie der gute Engel, was sie geschickt auszunutzen wusste. Wie Helmut war sie eine gute Schülerin und ging auf ein Mädchengymnasium. Toni war vielseitig begabt und hatte einen siebten Sinn. Sie wusste immer, wo was liegt oder versteckt war. Wenn Oma verzweifelt etwas suchte und glaubte, den Verstand zu verlieren, kam sie zu Toni.

„Mein gutes Kind, ich weiß nicht, ob du mir helfen kannst“, flehte sie Toni hilfesuchend an.

Ohne große Worte ging Toni instinktiv irgendwo hin und holte das Gesuchte hervor.

„Omi, das hast du doch hier hingelegt“, sagte sie strahlend.

„Oh, mein Engel, wenn ich dich nicht hätte“, bedankte sich Oma immer mit einer kleinen Belohnung.

„Omi, das ist doch nicht notwendig, habe ich doch gerne getan“, sagte sie lächelnd und steckte die Belohnung ein.

Auch wenn mein Vater mal wieder wie ein Irrer durchs Haus lief und seine Brille suchte, war Toni seine letzte Rettung.

Einmal führte sie meine Brüder und mich zu einem Versteck in Vaters Werkstatt. Das Versteck war mit vielen schweren Holzplatten gut gesichert. Nur gemeinsam und mit großer Mühe konnten wir die Platten zur Seite schieben und entdeckten eine große Holzkiste, die mit einem Vorhängeschloss gesichert war. Toni holte einen Schlüssel aus ihrer Tasche hervor und öffnete die Kiste. Sie war randvoll mit Süßigkeiten gefüllt.

„Das ist mein geheimes Süßigkeitendepot, schön versteckt vor meiner Frau Uschi und den Kindern. Ich sage euch, das ist Gift, das reiste Gift“, sprach Lucky indem er Vater nachäffte.

„Vater, Vater, Vater das ist richtig ungesund, gerade zu gefährlich“, bemerkte Helmut und schüttelte grinsend den Kopf.

„Ja, Brüder und Schwester, lasst uns unseren herzallerliebsten Vater schützen und die Kiste leerräumen“, schlug ich besorgt vor.

„Vergiss es“, warnte Toni, „Vater kann euch zwar nicht anklagen, dann würde er vor Mutter aufliegen, aber er ist einfallsreich genug, um sich zu rächen, denk doch mal nach!“

„Toni hat recht“, stimmte Helmut missmutig zu.

„Wir nehmen nur die Hälfte, quasi als Schweigegeld und legen einen Zettel in die Kiste auf dem steht: „Wenn Du nach Schuldigen suchst, fliegst Du auf!“, schlug Lucky enthusiastisch vor. „Den Text auf dem Zettel schneide ich aus Zeitungsartikeln aus. Die Schnipsel kleben wir zusammen auf ein Blatt, so machen es die Profis, keine Handschrift, keine Spuren.“

„Auf so eine schwachsinnige Idee kann ja nur Lucky kommen. Das weiß sogar Vater“, verdeutlichte ihm Toni,

„wieso legst du nicht direkt einen Zettel hinein mit dem Inhalt: Hat mir gut geschmeckt. Danke, dein Lucky.“

„Da haben wir einen Schatz vor uns liegen und können nichts davon nehmen. Ja, ich kenne Vater, du brauchst nur ein Bonbon oder ein Gummibärchen zu nehmen, der merkt das, der führt genau Buch“, äußerte ich verzweifelt.

„So ein Quatsch, Vater ist doch wirr“, erwiderte Toni und erklärte, *„wir dürfen nur soviel nehmen, dass es nicht auffällt und am besten aus den angebrochenen Packungen, dann bemerkt der gar nichts.“*

„Alles klar, sprach der Zar“, sagte Helmut grinsend, *„unser Schwesterherz ist ein wahrer Gauner, ich bin stolz, richtig stolz auf sie.“*

Lucky griff in die Kiste, bekam aber gleich einen Rüffel von Helmut.

„Hände weg, lass Toni machen“, ranzte Helmut ihn an.

Toni nahm einige Sachen und teilte sie gerecht unter uns auf, so wie Oma das immer machte.

„Und was wird aus dem anderen vielen leckeren Zeug in der Kiste?“, fragte ich beunruhigt.

„Mit und mit, eine Kuh die man melkt, schlachtet man nicht“, wies mich Toni zurecht.

Dann verschloss sie die Kiste und wir schoben die Holzplatten davor.

„Was meinst du eigentlich mit dem melken der Kuh?“, fragte ich Toni.

„Lasst uns in die Bar gehen, das süße Gift verspeisen, dann erkläre ich es dir“, erwiderte mir Toni.

Wir taten, was Toni uns vorschlug, und sie erläuterte uns beim Vertilgen unserer Beute, dass wir dies gelegentlich wiederholen könnten und sich sicherlich die Schatztruhe immer wieder füllen würde.

„Was heißt gelegentlich?“, fragte ich aufgebracht und Lucky stimmte mir zu.

„Wenn ich denke, dass der Zeitpunkt gekommen ist, nehmen wir uns einen gerechten Teil und unser guter

Vater, die Kuh, bekommt nichts mit“, antwortete Toni uns.

„Du bestimmst? Lass uns basisdemokratisch abstimmen, ich habe einen ganz anderen Vorschlag“, entgegnete Lucky und erhielt meine Zustimmung.

„Weißt du, wo der Schlüssel ist?“, machte Toni ihm lächelnd klar.

„Du hast ihn doch“, erwiderte ich.

„Nein, der ist in Vaters Versteck und das werdet ihr nie finden“, verdeutlichte uns Toni.

„Kein Schlüssel, keine Basisdemokratie, es wird so gemacht wie Toni es sagt“, beschloss Helmut. Die Sache war abgemacht.

Ich frage mich noch heute, wie um Himmelswillen konnte Toni bloß wissen, wo sich der Schlüssel und dieses Versteck befanden. Sie war zwar sehr neugierig aber beim Rumschnüffeln habe ich sie nie beobachtet.

Toni hatte viel Ähnlichkeiten mit Helmut, nicht nur in ihrer zielstrebigem Art, Dinge anzupacken, auch äußerlich. Ihre brünetten Haare trug sie wie Helmut, nur etwas länger und wenn sie aufschaute, fiel ihr gescheiteltes Haar lässig zur Seite. Beim Fußballspielen stand Toni im Tor und sie hielt verdammt gut, besser als alle Jungs. Wenn ich Probleme in der Schule hatte, ging ich zu Toni. Sie war immer hilfsbereit und konnte alles gut erklären. Natürlich musste ich für jede Kleinigkeit eine Gegenleistung erbringen und darüber führte sie genau Buch. Alles, was sie tat, wurde genau verrechnet. Zum Beispiel musste ich für eine Viertelstunde Hilfe bei den Hausarbeiten für sie den Rasen mähen. Ihr Lebensmotto lautete *„noch nicht mal der Tod ist umsonst“*. Toni spielte Gitarre und sang dazu wunderschön. Wenn mein Cousin Theo zu Besuch kam, brachte er meist sein Banjo mit. Toni und Theo spielten dann oft stundenlang.

Theo war mein Vetter aus Vaals. Vaals liegt gleich neben Aachen auf der niederländischen Seite. Er war Tante Gabys einziges Kind. Tante Gaby, die jüngere Schwester meiner

Mutter, heiratete den Niederländer Onkel Erik. Onkel Erik verstarb 1972. Beide hatten sich eine große Gärtnerei bei Vaals aufgebaut, die jetzt Tante Gaby weiterführte. Theo war neun Monate älter als ich und kam uns häufig besuchen. Er sah mit seinem langen blonden lockigen Haar aus wie ein Engel. Lucky der große Namensgeber, taufte ihn ‚Angel‘, Helmut stimmte zu und alle nannten ihn ‚Angel‘. Aber Theo war der Meinung, wir sollten ihn Cruyff oder Johan nennen, wie sein großes Fußballidol. Dies wurde von meinen Brüdern umgehend abgelehnt. Lucky wies darauf hin, dass es ein holländischer Name sei und so etwas könne wohl kein vernünftiger Mensch richtig aussprechen.

„Seuff, Läuff oder Peuff“, spielte er Angel die Unaussprechlichkeit des Namens Cruyff vor, *„siehst du, ich hab mir richtig Mühe gegeben, funktioniert aber nicht.“*

„Sprich mir einfach nach“, erwiderte Angel lächelnd, *„Johan Cruyff.“*

„Noha Säuft“, sprach Max nach, *„wirklich ganz einfach, dann nennen wir dich jetzt Noah Säuft.“*

Theo hatte ein Einsehen und akzeptierte den Namen ‚Angel‘. Auch beim Singen hatte Theo die Stimme eines Engels, schöner noch als Toni. Er komponierte sogar Lieder oder übersetzte englische Liedtexte ins Deutsche oder Niederländische. Gemeinsam mit meinen älteren Geschwistern und mir wollte er eine Band gründen. Lucky besaß eine E-Gitarre, hatte aber auf unserer Etage Spielverbot, weil keiner das Gequietsche aushielt. Er musste im Partyraum üben, dort stand auch Helmut's Schlagzeug. Gelegentlich trommelte Helmut wild herum und Lucky malträtierte dabei seine E-Gitarre. Ich spielte Mundharmonika, was keinen sonderlich störte. Bei der Bandgründung spielte sich Angel als Boss auf und verlangte von uns, seine komponierten Lieder zu spielen.

„Aus deinen Liedern trieft der Schleim, Liebesgesülze. Mit so was kannst du in der Hitparade auftreten. Omis und

Muttis begeistern, die dann mit Rosen angelaufen kommen“, machte Lucky Angel klar.

„Beim Musizieren lässt man seinen Gefühlen freien Raum“, erwiderte Angel.

„Steck dir deine Gefühle sonst wo hin“, verdeutlichte Helmut.

„Wie stellt ihr euch denn Musik vor?“, fragte Angel sichtlich beleidigt.

„Man geht auf die Bühne und lässt die Sau raus, hängt sich eine Würgeschlange um den Hals, so wie Alice Cooper“, verdeutlichte Lucky, *„zusätzlich müsste man tausende von Vogelspinnen auf der Bühne laufen lassen und die ins Publikum werfen.“*

Die Bandgründung scheiterte an geringfügigen Differenzen in der musikalischen Ausrichtung. Aber Toni und Angel probten gemeinsam fleißig weiter. Da mein Zimmer neben Tonis lag, ging mir ihr Üben richtig auf die Nerven.

„Wofür haben wir im Keller einen Partyraum?“, beschwerte ich mich bei ihnen, *„da könnt ihr mit eurem Liebesgesülze rumschleimen.“*

Sie ignorierten meine Beschwerde. Somit hatte ich einen Grund, meine Hausarbeiten beiseitezulegen und mit Willi in den Park zugehen.

Willi war unser Hund, Toni hatte ihn drei Jahre zuvor als Welpen von einem Besuch auf einen Bauernhof mitgebracht.

„Ein Katze vielleicht, aber keinen Hund, so süß er auch ist, mein Schatz, das geht beim besten Willen nicht“, verdeutlichte Mutter Toni.

Toni heulte, was sie selten tat.

„Der Bauer wollte ihn ertränken“, jammerte Toni ihr vor.

„Wirklich?“, fragte Mutter mitleidsvoll.

„Zwei Woche kann er vielleicht bleiben“, ergriff Vater das Wort, *„vielleicht zwei Wochen. Ich suche selbst ein gutes Herrchen.“*

Nach zwei Wochen bekam Willi eine Fristverlängerung von einer Woche. Dies wiederholte sich dreimal, dann gehörte

Willi zur Familie. Willi war ein schwarzer Mischling, mit weißer Kehle und wuchs zu einem mittelgroßen Hund heran. Manchmal watschelte er ulkig-komisch wie eine Ente.

„Der läuft wie Willi Lippens“, meinte Lucky.

Willi Lippens war damals das Fußballidol von Rot-Weiß Essen, den man auch *„Ente Lippens“* nannte. Lucky gab unserem Hund den Namen Willi, Helmut stimmte zu. So erhielt auch unser Hund den Vornamen eines Fußballers. Mittags, wenn ich fix und fertig vom Martyrium der Schule nach Hause kam, mich erdrückt von der Last der Hausaufgaben und Strafarbeiten fühlte, ging ich nach dem Essen eine Runde mit Willi in den Park. Sobald ich durch das Schlupfloch unseres Gartens den Park betrat, waren die qualvollen Lasten des Vormittags wie weggeblasen. All meine guten Vorsätze, ein anständiger und ehrlicher Schüler zu werden, der brav seine Hausarbeiten machte, lösten sich in Luft auf. Ich verschwendete keinen Gedanken an üble Dinge wie Lehrer, Hausaufgaben oder Strafarbeiten. Das Leben hatte mich wieder. Ich spielte mit Willi oder setzte mich mit ihm an den großen Springbrunnen des Farwickparks. Dort traf ich Kumpels aus der Nachbarschaft und wir verabredeten uns zum Fußballspielen auf der Tummelwiese im Stadtpark. Der Stadtpark grenzte an den Farwickpark an. Dort schwang sich eine große Wiese einen Hügel hinauf, dem Wingertsberg. Hier war unsere Tummelwiese, unser geliebter Fußballplatz, unser Wembley. Auch Vater lief jeden Morgen mit Willi seine Runde im Park.

„Auf Willi ist Verlass, nicht wie auf Richard, dem Verballäuer“, bekundete Vater.

Onkel Richard, der ältere Bruder Vaters, war stark übergewichtig und wollte jeden Morgen mitlaufen. Ein ehrenwerter Vorsatz, den er nie erfüllte. Er war Professor für Maschinenbau an der Technischen Hochschule in Aachen. Es war ihm ein Vergnügen, die Mitmenschen seine

Allwissenheit spüren zu lassen. Seine Frau Hilde betete ihn andächtig bei seinen verbalen Ergüssen an. Ansonsten wachte Sie wie ein Falke über ihren Gemahl. Aus dieser innigen Beziehung wurde eine Tochter gezeugt, ihr Name war Gisela. Sie war in meinem Alter, ging natürlich auf's Gymnasium, war Klassenbeste und hatte schon eine Klasse übersprungen. Ein dickes, nervendes Mädchen mit Zahnsperre, die ich nur schwer ertragen konnte. Bei ihrem Anblick wurde mir regelrecht übel.

Onkel Richard lief immer korrekt gekleidet, mit Nickelbrille, einer Schifferkrause wie Abraham Lincoln und Baskenmütze herum. Doch bei Heimspielen von Alemannia Aachen, die er alle besuchte, verwandelte er sich zu einem heißblütigen Fan. Dann gingen Vater, Toni und ich gemeinsam mit ihm zum Tivoli. Unser Platz war die mittlere Stehtribüne. Onkel Richard ging jede Spielszene leidenschaftlich mit, schrie, piff und applaudierte. Dann war er nur noch Fan, von ganzem Herzen Fan. Keine Spur vom allwissenden, redegewandten Professor. Alemannia Aachen spielte damals in der Regionalliga West und erreichte am Ende der Saison den siebten Platz. Nach dieser Saison wurde die 2. Bundesliga eingeführt und Alemannia hatte sich hierfür qualifiziert. Als Fan eines solchen Vereins gehörte man nicht gerade zu den Siegern.

„Ein richtiger Fan, der seinen Verein liebt, der muss auch für ihn leiden“, hob Onkel Richard immer wieder hervor. Wir litten viel.

Onkel Richard und Vater stritten ständig über irgendwelche Sachen. Onkel Richard, der anerkannte Professor, hörte sich selbst gern reden und berauschte sich daran. Für Vater waren dessen verbalen Ergüsse nur theoretisches Geschwafel. Er war der große Praktiker. Die Ansichten des anderen schätzten beide gering ein. Um die Richtigkeit ihrer Erklärungen unter Beweis zu stellen, wurden im Laufe ihrer Streitgespräche absonderliche

Wetten vereinbart. Hierbei musste Onkel Hans häufig den Schiedsrichter spielen.

Onkel Hans war der Mann von Tante Elli, der älteren Schwester von Vater und Onkel Richard. Tante Elli und Onkel Hans wohnten in einem Bauernhof in Eifel, in der Nähe des Rursees. Sie hatten zwei Kinder, Rosi, damals 17 Jahre, und Herbert, der ein halbes Jahr jünger war als Helmut. Herbert, Helmut und Lucky waren Brüder im Geiste, ein Rattenpack hoch drei. Mit den Worten meines Vaters ausgedrückt, *„Alle drei in einen Sack stecken und dann drauf schlagen, feste d´rauf schlagen, man trifft immer den Richtigen“*. Herbert bekam von Lucky den Namen Hacki, dies war der Spitzname von Herbert Wimmer, dem damaligen Flügelläufers von Borussia Mönchengladbach. Rosi war wohl sehr begehrt und hatte immer neue Verehrer oder Freunde. Auch meine Brüder waren von ihrer Oberweite angetan, sie waren ja von der Pubertät befallen.

„Meine Güte, deine Schwester hat ja Wahnsinns Titten bekommen“ schwärmte Helmut Hacki vor.

„Ja, als der liebe Gott die Möpse vergab, hat die mehr als zweimal ‚hier‘ geschrieen“, stimmte Lucky ihm zu.

Als ich Helmut und Lucky fragte, ob sie auch gern mit solchen Möpsen ´rumlaufen würden, landete ich mal wieder in der Mülltonne.

Unsere Sommerferien verbrachten wir damals ausschließlich bei Tante Elli und Onkel Hans. Ihr Bauernhof war schon recht alt, hier konnte Vater sein ganzes handwerkliches Können entfalten. Von Onkel Hans erfuhr er die volle Anerkennung für seine Arbeiten, die ihm zu Hause verwehrt blieb. Onkel Hans war Elektroingenieur und obwohl seine Eltern Bauern waren, hielt er von körperlicher Arbeit nicht viel. Nach dem Tod seiner Eltern führte Tante Elli den Bauernhof nur noch für den Eigenbedarf weiter. Sie hielten noch zwei Schweine, so an die zwanzig Hühner und drei Gänse. Bewacht wurde der

Bauernhof von der Schäferhündin Axel. Außerdem tummelte sich auf dem Hof ein Heer von Katzen. Onkel Hans war die Ruhe selbst, das Gegenteil von Tante Elli. Sie redete unentwegt und arbeitete den ganzen Tag. Die ganze Familie versorgte sie mit Eiern, Gemüse, Salat und Obst. Tante Elli freute sich riesig über jeden Besuch und so drängte sich der Bauernhof für unsere Familienfeiern geradezu auf.

Das große Rennen

Ostersonntag fuhren wir nach dem Frühstück in die Eifel zu Tante Elli und Onkel Hans. Unsere Zwillinge Josefine und Karla blieben zu Haus bei Oma. Abends wurde dann wie jedes Jahr das Osterfest bei einem ausgiebigen Mahl gefeiert. Wir übernachteten auf dem Bauernhof und fuhren am nächsten Tag zurück. Bei unserer Ankunft standen Onkel Richard, Tante Hilde und Gisela schon Spalier.

„Hatten wir nicht morgens, wir treffen uns morgens bei Elli auf dem Bauernhof“ gesagt. Na ja, jetzt ist Mittag, wie immer, ihr lernt das nie“, begrüßte uns Onkel Richard, es war halbelf.

Gleich nachdem wir unser Gepäck reingetragen hatten, begaben sich alle auf die Suche nach den von Rosi und Hacki versteckten Ostereiern. Nur Vater und Onkel Richard führten lieber eine ihrer üblichen Auseinandersetzungen.

„Oh, die großen Bayern, ausgeschieden, wie traurig“, hörte ich Onkel Richard höhnisch sagen.

Bayern München hatte am Vortag in Frankfurt das DFB-Pokal Halbfinale, zum Ärger meines Vaters aber zur Freude meiner Geschwister und mir, verloren. Onkel Richard und Vater liefen sich warm, es ging vom Fußball über die Politik und letztendlich stritten sie über ein Seifenkistenrennen aus ihrer Kindheit. Onkel Richard hatte wohl bei diesem Rennen gesiegt, Vater war wegen einer Panne seines Wagens ausgeschieden.

„Ich würde heute genauso überragend siegen wie damals“, tönte Onkel Richard.

„Das ich nicht lache“, erwiderte Vater lautstark.

„Dein Wagen käme wie damals keine 10 Meter weit, meiner hingegen würde hinabschweben. Oh, ich sehe vor meinem geistigen Auge mein Gefährt, ein wahrer Silberpfeil“, sinnierte Onkel Richard.

Das konnte Vater nicht auf sich sitzen lassen und schloss mit Onkel Richard eine Wette ab. Pfingsten sollte zwischen ihnen ein Seifenkistenrennen stattfinden. Beim gemeinsamen Abendessen, das Vater mit Onkel Hans frühzeitig wegen dringender Arbeiten an der Heizungsanlage verließ, verkündete Onkel Richard diese Wette. Hochtrabend malte er das Rennen als Inbegriff des technischen Fortschritts aus. Bescheiden wies er darauf hin, dass es natürlich nur einen Gewinner geben könne, Prof. Dr. Classen. Er erzählte von dem Rennen in seiner Kindheit, aus dem er als Sieger hervorging und seiner genial konstruierten Seifenkiste. Immer wenn Onkel Richard einmal anfang zu erzählen, dabei aß und reichlich trank, fiel er in eine Art Trance und redete ohne Ende. In diesem Zustand befand er sich mittlerweile.

„Seid ihr nicht zu alt für ein Seifenkistenrennen?“, unterbrach ihn Mutter.

„Uschi hat recht. Du willst dich doch nicht in eine Kiste setzen und wie ein Kind den Berg ´runter rollen, Herr Professor“, mahnte Tante Hilde ihren Mann.

Schlagartig erwachte Onkel Richard aus seinem Trancezustand.

„Wieso wie Kinder, natürlich nicht“, Onkel Richard rang irritiert nach Worten.

Einige schauten besorgt auf ihn, die anderen kicherten. Einen weit über zwei Zentner schweren Professor in einer Seifenkiste, ein Bild für die Götter. Vater, der zwischenzeitig von seiner Arbeit zurückgekommen war, sah in welcher Zwickmühle sein Bruder sich befand ergriff geistesgegenwärtig das Wort.

„Erstens mit der Heizungsanlage ist alles klar, hab ´ich mal wieder hinbekommen. Zweitens, die Fahrer sind doch nicht wir, wo denkt ihr hin. Gisela und Fritz fahren, wir machen das Rennen doch wegen der Kinder, die werden ihren Spaß haben, so wie wir früher, nicht wahr Richard?“, stellte Vater umgehend klar.

Die Miene unseres Professors hellte sich augenblicklich auf.

„Selbstverständlich, was meint ihr denn, für Gisela, Hilde, für Gisela!“ tönte er und schaute umsorgt seine Tochter an, *„ich bau einen schicken Rennwagen für dich, mein kleiner Sausewind, einen Silberpfeil. Du mit Helm im Arm und Siegerkranz! Ich denke, wir sollten einen Pokal anfertigen lassen. Hilde, das wird ein Bild, das werden wir golden einrahmen lassen!“*

Gisela war außer sich vor Freude und Tante Hilde beruhigt. Mir aber wurde schlecht bei dem Gedanken, in einer von Vater gebauten Kiste auf vier Rädern einen Berg hinunterzufahren. Meine Geschwister grinsten mich schadenfroh an, kamen zu mir und klopfen mir auf die Schulter.

„Mitleid, aufrichtiges Mitleid, ich werde für dich eine Grube in unserem Garten ausheben“, versprach mir Lucky hämisch.

„Oh, und ich werde ein schönes Kreuz für dein Grab anfertigen“, belustigte sich Helmut.

„Ja, mit der Aufschrift <Friedrich Classen, genannt das Kleinhirn, ein großer Rennfahrer>“, fügte Lucky hinzu.

„Und ich werde die Grabrede halten <Fritz wurde Opfer eines irren Berufschullehrers und eines unter Wahnvorstellungen leidenden Professors> na ja, der Anfang ist gemacht. Für den Rest habe ich noch sieben Wochen Zeit“, bemerkte Toni trocken.

Sieben Wochen, ich habe also noch sieben Wochen, dachte ich. Was soll es, früher oder später würde mich diese Familie eh ins Grab bringen.

Jeder der Erwachsenen hatte das Seine getrunken und wie immer in diesem Stadium der Familienfeierlichkeit entglitt das Gerede mehr und mehr ins Sinnlose.

„Holt eine Waage“, tönte Vater.

„Ja, holt eine Waage“, lallte Onkel Richard während er dabei kurz aufstand.

Onkel Hans ging leicht schwankend zum Bad, pinkelte und brachte eine Waage mit.

„Jetzt stellt euch auf die Waage“, befahl Vater.

„Ja, nun stellt euch schon d´rauf“, forderte Onkel Richard im Aufstehen, musste sich aber gleich wegen erheblicher Gleichgewichtsprobleme wieder hinsetzen.

„Wie, sollen wir alle auf die Waage? Gemeinsam? Das wird aber eng“, äußerte sich Tante Hilde beschwipst.

„Nein, nein nur Gisela und Fritz“, verdeutlichte Vater, dessen Augenlider weit nach unter hingen.

„Gemeinsam? Das wird aber eng“, fragte Tante Hilde lachend.

„Nein, nein einzeln, einzeln, wir müssen die Differenz feststellen“, versuchte Vater aufzuklären, was ihm in Anbetracht seines Zustandes äußerst schwer fiel.

„Die Differenz, mein Gott, die Differenz.“, lallte Onkel Richard, der es diesmal vorzog, sitzen zubleiben.

Also mussten sich Gisela und ich nacheinander auf die Waage stellen.

„Gisela 48 kg, Fritz 44 kg, dass ergibt eine Differenz von 4 kg“, verkündete Helmut, nachdem er unser Gewicht abgelesen hatte.

„Da siehst du, deine Tochter wiegt 40 kg mehr. Ja, wie der Vater, Gott im Himmel, wie der Vater. Dies musst du beim Gewicht deines Fahrzeuges berücksichtigen“, lallte Vater und wandte sich an seinen Bruder.

„Na und, was sind schon 40 kg“, erwiderte er lachend.

Er streckte seinen fetten Bauch ´raus und rieb ihn vergnügt.

„Das sind mehr als 40 kg, viel mehr, ihr habt falsch gewogen. Ich werde für das Rennen ein Regelwerk verfassen. Ja, Paragraph für Paragraph wird alles schriftlich fixiert. Hans, du bist unser Rennleiter“, stammelte Onkel Richard.

Onkel Hans, der auf seinem Stuhl eingeknickt war, wachte kurzzeitig auf.

„Ja ja, ist klar“, stimmte er zu und döste wieder ein.

„Auf Hans ist Verlass, ja auf Hans ist Verlass“, pries Onkel Richard ihn.

Onkel Hans schnarchte daraufhin laut, er befand sich im Tiefschlaf.

„Bei dir braucht man einen Rennleiter, einen guten Rennleiter“, lallte Onkel Richard seinen Bruder an, bevor er eindämmerte.

„Laberheini, du alter Laberheini“, erwiderte Vater und schief ein.

Es war kurz vor Mitternacht und das Osterfest neigte sich dem Ende zu. Onkel Richard schaffte es nur mit tatkräftiger Unterstützung von Helmut und Hacki in sein Bett. Bei Vater halfen Lucky und ich aus, die anderen schafften es ohne Hilfe. Nur Tante Hilde meinte, dass es noch viel zu früh sei, um ins Bett zu gehen. Wir fanden sie am nächsten Morgen eingeschlafen auf ihrem Stuhl mit dem Kopf auf dem Tisch. Vor ihr standen zwei leere Flaschen Wein. Ostermontag sah man Onkel Richard erst gegen Nachmittag als er sich verabschiedete. Er nahm seine Frau unter den Arm und führte sie zu seinem Wagen. Tante Hilde machte den Eindruck als ob sie sich im Wachkoma befände. Gisela brachte die Taschen zum Auto und winkte mir zum Abschied zu.

„Zum Tanz in den Mai werde ich ein Regelwerk für das Rennen verfasst haben und es zur Unterschrift vorlegen“, versprach Onkel Richard mit angeschlagener Stimme, stieg in seinen Wagen und fuhr los.

Dann packten wir unsere Sachen, verabschiedeten uns und fuhren nach Hause.

„Wenn ihr wüsstet, wenn ihr wüsstet. Ich habe einen genauen Plan. Das wird ein Wagen, Richard wird schon sehen“, redete Vater am Lenkrad auf der Heimfahrt wirr vor sich her.

Ich dachte nur *„Vater und Plan, zwei Welten treffen aufeinander“*. Meine Geschwister belustigten sich während